

Nr. 35. Posen, den 31. August. 1890.

Zwei Seelen und ein Gedanke.

Von F. v. Kapff-Essenther.

Es schlug neun Uhr auf der großen Pendeluhr des Eßzimmers. Wilhelm erhob sich, um zu gehen, was er jeden Tag pünktlich um diese Stunde that. Seine Stellung als Verwandter des Hauses erlaubte ihm, so lange bei den beiden alleinstehenden Damen zu verweilen; aber seinen Besuch über diese Stunde auszudehnen, das glaubte er nicht statthaft, denn trotz der jahrelangen Beziehung zu seiner schönen Cousine war er noch nicht deren erklärter Bräutigam.

„Man muß sich das gut überlegen", pflegte er zu seiner Tante zu sagen, wenn von dieser Heirath die Rede war, „und Julie selbst hat vollkommen Recht, wenn sie sorgsam erwägt."

Er selbst konnte warten, man sah es ihm förmlich an.

Sein hübsches regelmäßiges Gesicht mit den hellblauen Augen hatte einen so ruhig zuversichtlichen Ausdruck, als wäre er nicht ein Bewerber, sondern ein seit drei Jahren verheiratheter Ehemann. Heute aber erhob er sich so automatisch beim ersten Schlage der Uhr, als wäre er durch das Uhrwerk in Bewegung gesetzt worden. In Wahrheit hatte man heute stillschweigend die neunte Stunde herbeigesehnt, denn die Beiden, Wilhelm und Julie, litten diesen Abend an einem gewissen Unbehagen. Sie hatten sich ganz tüchtig gelangweilt.

Das kann wohl einmal passiren, wenn man seit Jahren verkehrt, täglich zusammenkommt, alle seine Meinungen und Ideen schon ausgetauscht hat und an dem betreffenden Tage nichts Besonderes vorgefallen ist.

Indeß, wenn auch ihm nichts passirt sein mochte, für sie war der Tag nicht bedeutungslos gewesen. Sie hatte heute den letzten Korrekturbogen ihrer Novelle „Sappho" erhalten, welche als ihr Erstlingswerk binnen kurzem im Drucke erscheinen sollte.

Aber gerade davon mochte sie mit ihrem Vetter nicht sprechen, denn er war von Anbeginn gegen die Sache gewesen.

Zwar, als früher einige Zeitungsartikel aus ihrer Feder erschienen waren, in Blättern, welche sich von Gratisarbeiten junger dilettirender Schriftsteller bescheiden, aber ehrlich ernähren, da war er ein wenig stolz und eitel gewesen. Er schleppte die betreffenden Nummern mit sich herum und zeigte sie allen Freunden und Bekannten:

„Das hat meine Cousine, die schöne Julie Römer geschrieben."

Und er that dies, obgleich die Artikel mit dem Pseudonym „J. Romanus" gezeichnet waren und Julie die Anonymität zu wahren wünschte. Aber als sie selbständig und ein wenig eigenwillig wie immer daran ging, ihre Novelle im Buchhandel herauszugeben, da hatte sich Wilhelm sehr entschieden dagegen erklärt.

Natürlich war sie ganz gelassen bei ihrem Plane geblieben. Heute, als er dasaß und mit größter Diskretion die ihm gestattete Cigarre rauchte, hatte sie unaufhörlich nur das Eine gedacht: Mein Buch kommt jetzt heraus in die weite, weite Welt!

Und sie beachtete kaum das schleppende Gespräch zwischen Mama und Wilhelm, welches von der heurigen Sommerfrische, von den Vorgängen in der Stadt und von den Bildern in der letzten „Bazar"-Nummer handelte.

Als Wilhelm jetzt aufstand, fühlte Julie eine Regung des Bedauerns für ihn, da sie ihn so sehr vernachlässigt hatte, und sie sagte sehr freundlich: „Wirklich, Sie gehen schon?"

Es geschieht oft, daß eine gelangweilte Gesellschaft im letzten Moment sehr lebendig wird, als hätte sie etwas Versäumtes nachzuholen. Und Julie begleitete ihren Vetter mit liebenswürdigem Eifer bis in das Vorzimmer, wo er seinen Oberrock anlegte und mit der ihm eigenen, nicht anmuthlosen Gelassenheit eine frische Cigarre ansteckte. Plötzlich klopfte er auf seine Seitentasche und rief:

„War mir doch immer, als hätte ich Ihnen etwas zu sagen!" Er zog ein kleines Päckchen hervor, welches offenbar ein Buch enthielt. „Was sehe ich heute in einem Schaufenster der inneren Stadt?" fuhr er fort. „Ein Buch mit dem Titel „Die neue Sappho" von Emil Krones. Ich ging gleich hinein, das Buch zu kaufen. Offenbar ein Seitenstück zu dem Ihren. Ich dachte, es würde Sie interessiren; da ist es, liebe Julie!"

„Ich danke herzlich, gewiß wird es mich interessiren, natürlich derselbe — oder ein ähnlicher Stoff." Sie sagte es in ihrem gewohnten kühlen Tone und wunderte sich dabei über ihre anscheinende Ruhe, denn in Wahrheit hatte sie bei den Worten des Vetters ein sonderbarer Schreck durchzuckt. Ihr war, als entrisse man ihr etwas, ohne daß sie hätte sagen können, was. Sie fühlte sich beraubt, von rückwärts angefallen, und mit geistesabwesendem Blick starrte sie auf das Päckchen in ihrer Hand.

Wilhelm verabschiedete sich und ging. Julie kehrte in das Wohnzimmer zurück und legte das eingewickelte Buch auf ein Seitentischchen. Auch die Mutter sprach nicht davon; offenbar hatte sie die Tragweite des Zwischenfalls nicht erfaßt. Jetzt begab sie sich in die Wirthschaftsräume, um die gewohnten Anordnungen für den folgenden Tag zu treffen, und Julie

blieb allein. Sie schritt im Zimmer auf und nieder, ohne nach dem kleinen weißen Päckchen zu blicken, und dennoch dachte sie unaufhörlich daran.

Wie sonderbar! Ihr hatte es geschienen, daß ihre Gedanken so ganz und gar ihre eigenen waren, und ein anderer hatte sie dennoch auch gehabt!

Emil Krones war ein Schriftsteller von bedeutendem Ruf. Er gehörte zu den beliebtesten Erzählern — gewiß, seine Stimme würde die ihrige übertönen.

Drüben tickte die Pendeluhr leise und bedächtig zu ihren Erwägungen und Julie war es, als höre sie das Ticken zum ersten Male. Das Zimmer, das wohlbekannte Zimmer mit seinen kostbaren, aber altmodischen Möbeln muthete sie ganz plötzlich fremd an. Warum hatte sie es auch versucht, über dieses engbegrenzte Dasein hinauszustreben?

Aus diesen kleinen Räumen war sie hervorgewachsen, wie eine Blume aus dem engen Geschirr, aus dem sie doch Nahrung und Leben saugt. Ihr Mädchendasein war still und friedlich, aber auch leer und einförmig verlaufen, bis dieser geheimnißvolle Drang sie anwandelte. Und bis heute Nachmittag hatte sie sich stolz und glücklich gefühlt in dem Gedanken, daß ihr Buch nun hinauskomme in die Welt. Und jetzt ganz plötzlich erschien ihr alles ganz anders. Sie sah sich hinausgezerrt auf den offenen Markt, dem Wettkampf der Kritik preisgegeben. Ihr Buch würde mit dem des anderen, des berühmten, verglichen werden, und wie würde es ihr ergehen?

Sie stand jetzt vor dem Trumeauspiegel und betrachtete sich, ohne eigentlich etwas zu sehen.

Ihre hohe junonisch-üppige Gestalt war die einer jungen Frau, eine Würde, die sie nach ihrem Alter von fünfundzwanzig Jahren auch längst erreicht haben konnte. Ihre Züge waren regelmäßig und ausdrucksvoll, ihr Teint von gesättigtem Inkarnat, die Wangen voll, das Auge grau und klar, das reiche Haar dunkelblond. Sie war keine blendende Schönheit, aber ein begehrenswerthes Weib. Sie trug dieses Bewußtsein in sich mit einem gewissen Selbstgefühl, dem sich keine Spur von Gefallsucht beimischte. Man hatte ihr oft gesagt, sie sei für ein Mädchen gar zu wenig kokett. Sie war zu stolz, um zu kokettiren, und sie war stolz, weil sie stets einig mit sich selbst gewesen war. Solch ein Bangen und Zagen wie heute war ihr ein bisher unbekanntes Gefühl. Aber sie hatte noch nie ihr Inneres erschlossen, noch nie ihre Seele ausgegeben, so wie in jenem Buche. Und in diesem Augenblicke hatte sie die schreckliche Ahnung, daß man sie nicht hören, nicht verstehen würde.

Wilhelm hatte, da er sie von einer Buchausgabe abhalten wollte, immer gesagt: „Die Konkurrenz ist zu groß.“ Dieses seiner Handelswelt entnommene Wort hatte sie angewidert, und dennoch war Wilhelm im Recht. Da war sie — die „Konkurrenz!“ Nun mochte Julie büßen, weil sie nicht an sie geglaubt hatte.

Die Mutter kam herein und schlug vor, zu Bett zu gehen. Man war am Abend vorher wegen des Besuches der Oper spät zur Ruhe gekommen.

Julie stimmte mechanisch zu, ohne an den Schlaf zu denken. Sie nahm jetzt das Päckchen, löste die Schnur, entfernte das Papier. Ein starker, gelb broschirter Band. Sie wollte ihn lesen, noch heute — noch jetzt.

Und während sie von neuem unruhig im Zimmer auf- und niederschritt, tauchten alle Möglichkeiten vor ihr auf, wie der andere das Thema aufgefaßt haben mochte. Zugleich dachte sie an ihr eigenes Werk und verglich, bevor sie noch irgend etwas wußte.

Ihre Heldin war ein junges Mädchen, das unverstanden in einer fremden Umgebung lebte und dessen reiche, tief verborgene Innerlichkeit sich in einzelnen Sonderbarkeiten äußerte. Man nannte das Mädchen überspannt, verrückt; man vernachlässigte, verspottete es. Ein junger Mann von bestechender Persönlichkeit, als Frauenverführer bekannt, gewinnt ihre Liebe. Sie träumt Paradiese, er aber spielt eine Weile mit ihr — und verläßt sie. Schmach und Verzweiflung brechen den Bann müßiger Träumerei, der auf ihrer Seele lag. Sie will sich tödten, aber eine ungeahnte Lebenskraft bäumt sich in ihr auf. Sie will dem Elenden enthüllen, was er von sich stieß und in den Staub trat. Sie verläßt ihre Verwandten und stürzt sich in den Kampf des Lebens.

Ein Gott gab ihr zu sagen, was sie leidet. Sie wird eine große Dichterin. Ihre Werke enthüllen ihm, der in unbekannter Ferne weilt, was er nicht begriff: die Größe ihrer Seele. Nach vielen Jahren findet sie den Geliebten ihrer Jugend wieder. Er ist indessen zum Manne gereift, hat seinen Frevel begriffen, er bereut, er ist bereit zu büßen. Noch einmal sinkt er zu ihren Füßen. Und noch einmal lodert die Gluth dieser einzigen und ersten Liebe in ihr auf. Aber sie steht, durch Kampf und Leid dem Irdischen entrückt, über dem Manne, über der Liebe. Sie entsagt und verbannt ihn aus ihrer Nähe.

Julie hatte die ganze verborgene Gluth ihrer Seele auf diese „Sappho“ übertragen. Und während ihr Werk jetzt mit all seinen Einzelheiten vor ihrer Seele stand, schien es ihr so reich, so vollkommen, so überquellend von Leben, daß es sie bedünkte, als hätte sie keinen Wettkampf zu scheuen. Warum hatte das andere Buch sie erschreckt? Gewiß mochte es klein und nüchtern neben dem ihren sein. Er, jener, der schon so viel geschrieben, konnte nicht so schreiben wie sie, deren innere Gluth das Siegel auf ihrer Lippe gesprengt.

Und jetzt nahm sie mit ruhiger Zuversicht das gelb broschirte Buch, um sich damit in das Schlafzimmer zu begeben. Mama schlummerte bereits — die gute; schon den ganzen Abend war sie ein wenig schläfrig gewesen. Julie warf einen liebevollen Blick nach der alten Frau, in deren Augen Julie immer Recht hatte, selbst wenn jene nicht ganz begriff. Diese schwache zärtliche Mutter folgte der dunklen Eingebung, daß ihre Tochter stets den rechten Pfad wandle, selbst wenn dieser Pfad vom gewöhnlichen einigermaßen abwich.

Julie legte sich deshalb angekleidet nieder und stellte einen kleinen Lichtschirm vor die Lampe, so daß das Lager der Mutter im Schatten blieb. Dann begann sie zu lesen und lächelte gleich nach den ersten Seiten befriedigt. Das war nun freilich ganz etwas anderes. Ihre Novelle setzte gleich mit der Grundidee ein, mit der Einsamkeit und Unverstandenheit der Heldin. Das hier aber war ein Bild aus der modernen Gesellschaft, welches sich ganz harmlos und unabsichtlich gab.

Die Heldin ist eine hervorragende Schriftstellerin, mehr Literatin als Weib. Sie lebte kurze Zeit in einer Konvenienzehe, die jetzt geschieden ist. Das soziale und literarische Leben war treffend gezeichnet, die Heldin selbst liebenswürdig, mit verschiedenen kleinen Schwächen. Der Dichter nahm keine Partei, ein Stück Leben, nichts weiter. Julie fühlte sich nach und nach gefesselt, und der Vergleich mit ihrer „Sappho“ kam ihr fast aus dem Sinn. Jene andere Sappho lernt jetzt einen jungen, hübschen Studenten kennen, einen guten, angenehmen Jungen, der bedeutend jünger ist als sie. Sie neckt ihn in ihrer selbstbewußten, ungezwungenen Weise, und er läßt es sich gern gefallen. Er lächelt so gutmüthig, so schalkhaft, und das steht ihm so gut. Das Verhängniß ereilt sie, und sie gewahrt es kaum. Als sie sich dessen bewußt wird, ist es zu spät. Sie liebt den Jüngling, liebt mit jener Leidenschaft, welche früher nie in ihr zu Worte kam, verspätet aber um so gewaltiger bei ihr ausbricht, siegreich triumphirend, sich ihres ganzen Wesens bemächtigend.

Aber Phaon liebt ein Mädchen, ein kaum leidlich hübsches kleines Mädchen, und dieses Mädchen ist jung.

„Pfui“, sagte Julie, „wie kann man nur so etwas schreiben!“ Aber sie las in athemloser Spannung weiter, ohne es zu bemerken, daß es Mitternacht schlug.

Ein einziges Mal spricht Sappho zu dem Jüngling von ihrer Liebe, aber in diesem Augenblick erhebt sie sich über sich selbst. Phaon ist gerührt, kniet vor ihr, findet, daß er ihrer nicht werth sei. Aber er sagt nicht, daß er sie wieder liebe.

Sie entsagt, ehrlich, vollständig. Sie wird in ihrem Berufe Ruhe und Frieden finden, und eine Zeit lang scheint es ihr zu gelingen. Sie kann den jungen Mann mit Gleichmuth wiedersehen, aber ein geheimes Sehnen blieb in ihrer Brust. Sie unternimmt eine Reise nach Italien. Dort findet sie ein-

mal auf einem Schiffe ein junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise. Sie halten sich an den Händen und küssen sich mit den Augen.

„Es lohnt nicht der Mühe zu leben!“ ruft Sappho und springt ins Meer.

Julie löschte mit einer instinktiven Bewegung die Lampe aus. Schwer athmend, wie in einem unbestimmten Schreck, lag sie im Dunkeln. Das Buch des Fremden hatte ihr Inneres aufgewühlt.

„Wie schrecklich, wie häßlich!“ dachte sie zuerst, und dann: „Warum regt es mich so auf? Warum? Es ist die furchtbare, unerbittliche Wahrheit des Lebens. Man sollte nicht so schildern, die Poesie hat eine andere Mission!“ Und dann widersprach etwas in ihr. Wie gewaltig packte diese Wahrheit und wie klar einleuchtend war es, daß die Geschichte sich so und nicht anders entwickeln mußte!

Ihre Wangen brannten. Auch sie war ein Weib. Kann das Weib nicht leben, wirklich nicht leben ohne Liebe des Mannes? Sie dachte das mit Grauen und stellte sich zum erstenmal diese Frage.

Nein, nein, sie hatte es anders gedacht, anders geträumt, anders gedichtet. Und jetzt erst fiel ihr eigenes Buch ihr wieder ein. Dort siegt das Weib ohne die Liebe; das ist schöner, edler. Aber wird ihr Werk die Menschen zu rühren verstehen, wie dieses? Nein, nein, dieses hier, dieses häßliche, schreckliche Buch ist besser und größer als das ihre. Es kam über sie wie eine Offenbarung: dieses tiefe eigenthümliche Erfassen des Lebens, das kann nur ein großer Dichter. Die Träume einer einsamen Seele, wenn sie nicht in volles plastisches Leben umgesetzt sind, das ist noch keine Poesie. Ihr Buch erschien ihr leer, schülerhaft, und zugleich fühlte sie sich tief gedemüthigt als Weib durch diesen hochmüthigen Mann, der es wagte, über ihr Geschlecht zu richten. Ach, sie war wie zerbrochen in tiefster Seele! Und doch, was war ihr geschehen?

Sie hatte es sich so schön gedacht, in die Ferne zu unbekannten Menschen zu sprechen. Der Gedanke zu erwerben oder etwa zu emanzipiren, die Schranken der Sitte zu durchbrechen, lag ihr fern. Sie war zu klug, um auf einen rasch errungenen Ruhm zu hoffen. Dennoch hatte ein unbestimmter, schöner Traum ihr vorgeschwebt. Und dieser Traum war vernichtet. Bevor noch ihr Wort in die große unbekannte Welt der Leser drang, hatte es ihr ein anderer weggenommen; er hatte Aehnliches gesagt, aber besser, wirksamer, und mit teuflischer Schlagfertigkeit hatte er die Schwäche des Weibes bloßgelegt. Und ihr blieb nichts, als eine dunkle, trostlose Ueberzeugung von der Nichtigkeit ihres eigenen Lebens.

Erst gegen Morgen schlief Julie ein. Sie schlief tief und fest in den hellen Tag hinein. Ihr Schlaf war immer gesund gewesen, wie ihr ganzes Wesen. Dennoch erwachte sie bleich und abgespannt.

„Was ist Dir, mein Herzchen, mein Liebling?“ frug die Mutter. Sie gab der Tochter, deren Gestalt die ihre hoch überragte, noch immer die Kosenamen eines kleinen Mädchens.

Julie entgegnete ausweichend. Was hätte sie sagen können? Aber der Gedanke an die „Neue Sappho“ und ihren Dichter hörte nicht auf, in ihr zu wühlen. Wer war er? Wie war er zu dem Stoff gekommen? Welche Frau hatte ihm denselben eingegeben? Und so fort und fort.

Eines Tages hielt sie ihre eigene „Sappho“ in der Hand, ein schmächtiges Bändchen in grauem Umschlag. Aber sie empfand nichts mehr von dem einstigen Hochgefühl. Jener andere hatte ihre Freude zerstört, und sie — sie haßte ihn dafür, sie fühlte einen Groll, eine Feindseligkeit, die ihr bisher ganz fremd gewesen war.

Mama war außer sich vor Stolz und Freude. Ihr schien es etwas sehr Großes, ein Buch geschrieben zu haben. Wonnestrahlend zeigte sie es herum, sogar der Näherin, der Schneiderin, und weidete sich an deren Staunen.

Moltkes Heim: Schloß Kreisau.

„Es war doch wohl nur eine Laune, liebe Julie“, bemerkte Wilhelm, dem ihre Gleichgiltigkeit gegen das Buch nicht entging. „Sie werden keine Berufsschriftstellerin!“

„Ich glaube nicht“, versetzte sie.

Aber das war nicht ganz ehrlich. Sie gab bisweilen dem Gedanken Raum, ein anderes Buch zu schreiben, besseres, viel besseres. Allerdings, es war ihr selbst noch unklar, was sie wollte.

Eines Tages erhielt sie einen Brief in fremder Handschrift, mit fremdem Poststempel. Sie erbrach ihn und sah staunend, fast erschrocken auf die Unterschrift: „Dr. Emil Krones.“ Der Verfasser der „Neuen Sappho“ hatte ihr Buch gelesen und drückte ihr sein Bedauern aus, mit ihrer Idee konkurrirt zu haben. Es war ein fataler Zufall. Nicht immer — schrieb er — bedeutet das Dichterwort „Zwei Seelen und ein Gedanke“ Segen. Ihrem Buche spendete er einige reservirte Lobsprüche und dann wünschte er ihr Glück zu ihrer ferneren Laufbahn.

Das also war zunächst das Echo aus der Welt, von dem sie geträumt hatte? Der Brief, den Mama „sehr nett“ fand, machte auf Julie einen peinlichen Eindruck. Was sie zunächst herauslas, war das Mitleid des gelesenen und geschätzten Dichters, dessen Buch ihr Erstlingswerk erdrückte. Sie war unschuldig an ihrem Mißgeschick, aber er mochte ein guter Mensch sein und „J. Romanus“ that ihm leid.

Anfangs wollte sie den Brief nur mit einigen nichtssagenden Dankesworten beantworten. Dann erwachte der Wunsch in ihr, dieses schreckliche, demüthigende Mitleid mit irgend einer Waffe abzuwehren, und sie schmiedete sich diese Waffe aus ihrer Ueberzeugung. Sie konnte nicht auf den Werth ihres Werkes hinweisen, wohl aber auf den ihrer Gesinnung. Sie konnte seine Meinung verdammen, und das that sie. Sie schrieb einen langen Brief, in welchem sie Krones vorwarf, das Weib verkleinert zu haben. Sie führte Beispiele aus der Geschichte an, die für ihre Auffassung zeugten. Das Weib sei befähigt und berufen, die Natur zu besiegen. Sie schrieb sich in einen Eifer hinein, den sie vorher gar nicht empfunden hatte, und schloß mit der Betheuerung, es gereiche ihr zur Befriedigung, das höhere Weib so und nicht anders geschildert zu haben.

Und mit gehobenem Bewußtsein gab sie den Brief zur Post. Dr. Krones aber fand es nicht der Mühe werth, darauf zu antworten.

Es war Juni geworden und Julie übersiedelte mit ihrer Mutter nach einer Sommerwohnung vor den Thoren der Stadt.

Dies alles wiederholte sich alljährlich mit der größten Regelmäßigkeit. Wilhelm kam jetzt nur Sonn- und Feiertags, dann jedoch für den ganzen Tag. Das Leben auf dem Lande war noch einförmiger und schleppender, als das in der Stadt. Ein Spaziergang, ein Flußbad, ein Besuch von gleichgiltigen Bekannten — das war alles.

Julie hatte unter diesem leeren Leben bisher wenig gelitten. Sie träumte gern in sich hinein und bemerkte kaum, daß Mama meinte, es wäre längst an der Zeit, an eine Heirath zu denken. Mama's Erkorener war natürlich Wilhelm. Uebrigens war die Auswahl nicht groß. Obgleich Julie schön war und eine nicht unansehnliche Mitgift erhielt, fand sie wenig Bewerber. Sie war stolz, kalt abweisend, in sich gekehrt. Wenn Mama sagte, junge Mädchen müßten ein wenig kokett sein, so dachte sie gar nicht daran, daß dies auch für sie galt. Sie hatte keine bestimmten Ansichten über Liebe und Ehe, keine klaren Erwartungen vom Leben. Sie war von einer dunklen, leidenschaftlichen Empfindung erfüllt, und dieser war „Sappho" entsprungen. Jetzt aber fühlte sie sich traurig, entmuthigt, ihr Unternehmen dünkte ihr eine Thorheit, denn wirklich schien ihr Buch unter der Fluth anderer Erscheinungen unbeachtet zu verschwinden. Und jetzt, zum erstenmal, fühlte sie die Leere und Zwecklosigkeit ihres Lebens wie einen Fluch, einen Bann.

Eine Reihe schöner Sommertage ging so hin. Julie dachte und fühlte nichts, sie war in eine dumpfe Ermattung versunken. Nur manchmal frug sie sich: „Was soll aus mir werden?" Aber sie hatte keine Antwort auf diese Frage, absolut keine. Täglich saß sie am Abend auf der kleinen Ruhebank am Waldesrand und sah die Sonne untergehen. Und dann sagte sie sich mit innerem Selbstvorwurf: „Es ist wieder ein Tag dahin." Und doch hatte sie keine Ahnung, was sie eigentlich mit diesem Tage hätte beginnen sollen.

An einem schwülen, gewitterschweren Nachmittag saß Julie mit ihrer Mutter in der Laube des Gartens. Man hatte eben das Kaffeegeschirr weggeräumt und die beiden Damen hatten ihre Handarbeiten aufgenommen. Da kam das Dienstmädchen ganz athemlos vom Hause her: „Ein fremder Herr! Ein fremder Herr!"

Auf der Karte, welche das Mädchen überreichte, stand der Name: Dr. Emil Krones. Julie blieb ganz sprachlos vor Staunen, während die Mama, hochroth vor Freude, den Fremden bitten ließ, näher zu treten. (Fortsetzung folgt.)

Schloß Kreisau.

Von Schloß Kreisau, dem Herrensitz des Grafen von Moltke, ging am 3. August 1888 folgendes Schreiben an den Kaiser Wilhelm ab:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

„Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.

Ew. Majestät brauchen jüngere Kräfte und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient. Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Ew. Majestät mich dieser Stellung entheben und mir huldreich gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben 2c. Moltke."

Der General-Feldmarschall erhielt den erbetenen Abschied und seitdem lebt er auf Kreisau in der gewünschten Ruhe. Und Ruhe ist der imponirende Eindruck, den das in einfach edlem Stil erbaute Herrenhaus auf den Beschauer macht. Herrliche Baumgruppen wiegen ihre stolzen Kronen vor den Fenstern und ragen bis über das Dach hinaus. Von frischem Grün umrankt, zieht sich eine Veranda vor dem mit Wappen geschmückten Eingangsportal hin, zu dem man auf breiten Stufen hinansteigt. Zu beiden Seiten derselben sind gleichsam als Wächter des Friedens zwei gewaltige Geschütze aufgestellt, deren stummer Mund uns entgegenschaut, jetzt nur noch als stille Zeugen, die doch so beredt sprechen von der großen weltgeschichtlichen Vergangenheit ihres Besitzers. Reizend ist die Umgebung des Schlosses. Der Park, durch den jetzigen Herrn bedeutend vergrößert und verschönert, hat eine entzückende Flora; die von der Weistritz umspülten blumigen Wiesengründe, von gelben kiesbelegten Pfaden durchschnitten, bieten dem Auge die erfreuendste Abwechslung. Baumgruppen von Nadel- und Laubholz erhöhen den landschaftlichen Reiz, dessen Abschluß der von dem Schloßherrn selbst angeordnete Bau einer Gruftkapelle für die Familie bildet. Schloß Kreisau hat schöne, fruchtbare Wiesengründe und eine ausgedehnte Feldmark, die auf's Sorgfältigste verwaltet wird und in diesem Jahre einen reichen Erntesegen abwirft. Graf Moltke interessirt sich sehr für die Landwirthschaft, er bekümmert sich noch jetzt persönlich um dieselbe und kontrollirt auf seinen Spaziergängen die ländlichen Arbeiten. Vor einigen Jahren ließ er noch neue Wiesenanlagen machen und die damit verbundenen Bewässerungsmühlen anlegen.

Den Schloßgarten von Kreisau ziert ein schönes Denkmal, welches Moltke von den Offizieren seines Generalstabes errichtet worden ist. Auf einem granitnen Sockel erhebt sich ein Würfel und auf diesem eine abgestumpfte vierseitige Pyramide, dessen Höhe die vergoldete Bronzebüste Kaiser Wilhelms I. krönt. Auf der dem Schlosse zugekehrten Seite der Pyramide befindet sich eine Bronceplatte mit der Inschrift: „Dem General-Feldmarschall Grafen v. Moltke zum 60jährigen Dienst-Jubiläum. Der Deutsche Generalstab. 8. März 1879."

Heiteres.

Medizinisches. Doktor: So, jetzt habe ich Ihnen eine neue Medizin verschrieben, davon nehmen Sie viertelstündlich einen Eßlöffel voll. Auch können Sie jetzt schon ein Glas Bier trinken. — Patient: Auch viertelstündlich, Herr Doktor?

Auf der Jagd. A.: „Was ist denn das! Der junge Doktor schießt ja einen Treiber nach dem andern an?" — B.: „Nun ja, der schießt sich Patienten."

* * *

Auf dem Exerzirplatz. Unteroffizier: „Himmel Herrgott Millionen Pomeranzen Donnerkeil! Könnt ihr Malefizkerle das nicht begreifen? Da red' ich jetzt schon eine halbe Stunde und immer denselben Mist."

* *

Die gute alte Zeit findet in einem aus dem Jahre 1760 herrührenden Aktenstück des Archivs in Greiz eine ganz eigenartige Beleuchtung:

„Durch Adams Fall ist Triebs verderbt
Und Auma liegt daneben.
Zu Weida ist kein Heller Geld
Und Neustadt kann nichts geben.
Zu Rahnis ist kein Bissen Brot,
Zu Ziegenrück ist große Noth,
Sind das nicht Lumpen-Nester!
Und Pausa ist die Schwester."

* * *

Sein Stecken und Stab. Pfarrer: „Ja, das hilft nichts, Häckselbauer, das ist nun einmal so Sitte, Ihr müßt Eurer seligen Frau eine Grabschrift setzen, sonst denken die Leute, Ihr hättet Euch gar nicht ein Bischen lieb gehabt."

Häckselbauer: „Was das betrifft, Herr Pfarrer . . . Sie wisse, ich bin e friedfertiger Mann . . . sie hot's als gar arg mit getriwwe, und geschmisse hot sie mich auch . . . ich kann nun emal net gege die Wahrheit rede . . ."

Pfarrer: „Nun, so setzt auf den Grabstein: „Sie ist mein Stecken und Stab gewesen." . . .

Aphorismen.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wegen, schweben
Und schwinden wir.
Und messen unsere trägen Tritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, in Mitte
Der Ewigkeit!

* *

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob alles trügt,
Unbefleckt von Groll und Neide;
Selig der, dem sie genügt:
Freude an der Andern Freude.

* * *

Die Leidenschaft wohnt in des Menschen Brust,
Auf daß sie ihn zu großen Thaten wecke.
Allein nur wecken darf sie ihn, nicht leiten,
Den Muth nur stählen, nicht das Werk vollbringen.
Ernst Heuwald.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.